Seit dieser Zeit war es aus mit Jens Petersens Ruhe und mit seiner Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seiner geachteten Stellung. Umsonst hielt er sich vor, daß er betrunken gewesen sei, sozusagen ohne Verantwortung — bei diesem Wort meldete sich sofort das Gewissen und sagte mit Spott und Trauer, daß es Unverantwortlichkeit gar nicht gäbe.

Er begann, sich weniger um seine Geschäfte zu kümmern, er saß ganze Stunden untätig da und dachte nach. Manchmal schien ihm, als lerne er erst jetzt denken. Er wurde scheu, wortkarg, unsicher — zuweilen überkam ihn das Bewußtsein, daß er im Grunde ja nur auf die Vergeltung warte.

In der Stadt sagte man, es müsse nicht gut mit Petersen stehen, man solle doch nur den Mann einmal ansehen! Die Gerüchte faßten Wurzel, ihre Blüten waren Mißtrauen, Kreditfurcht, Abbruch geschäftlicher Beziehungen, und ihre Frucht, in vier Jahren langsam herangereift, hieß ganz einfach Konkurs.

Konsul Petersen verhandelte mit seinen Gläubigern, aber sein Gesicht war von größeren und heimlicheren Sorgen zerfurcht als nur von geschäftlichen. „Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen", dachte er, „wie wird sich das vollenden? Soll nicht die Schuld des Vaters heimgesucht werden am Kinde? Susanne —" Er zitterte.

Einige Wochen später ging er über die Hafenanlagen, die noch vor kurzem die seinen gewesen waren. „Was Neues?" fragte er die Arbeiter nach alter Gewohnheit, obwohl es ihn ja gar nichts mehr anging.

Nein, sagten die Arbeiter, nichts, was ihn interessieren könnte, denn der Tod der alten Jule sei ihm sicher nicht interessant.

Der alten Jule?

Ja, einer alten Frau, die Haarnadeln verkaufte, sie war eine Zeitlang fortgewesen und kürzlich wieder aufgetaucht. Da sei sie nun wohl dem Bollwerk zu nahe gekommen und ins Wasser gestürzt. Jens Petersen fragte mit abgewandtem Gesicht, wo sie begraben sei.

Da und da, hieß es. Sie hatte niemand mehr, der danach gefragt hätte, obwohl sie drei Kinder gehabt haben sollte.

„Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen" sagte der Konsul abwesend, und die Arbeiter meinten, ja, so werde das wohl sein.

Bis zum Abend dieses Tages saß Jens Petersen regungslos auf einer zerbröckelnden Steinfassung neben dem Grabe der alten Jule und besprach sich mit ihr. Als er endlich aufstand, schien es ihm nicht mehr unmöglich, daß die Mamsell aus dem „Grauen Bären" genug versöhnt sei, um auf die Vergeltung Blut um Blut zu verzichten, und daß sie bereit sein könnte, statt von der großen Kraft der Gerechtigkeit von der größeren der Güte Gebrauch zu machen, falls er die Bewährungsfrist, die ihm die noch bleibenden Jahre seines Lebens bewilligten, gut überstehe.

Der Konsul schritt seinem bescheidenen Heim zu. Die Arbeiter, die vom Hafen kamen, sahen ihm nach und nickten. Ja, er schien sich aufgerappelt zu haben, er würde schon noch einmal hochkommen!

Auf dem Grab der alten Jule lag ein frischer Rosenstrauß.

Das Ekel

Heiteres von Felix Riemkasten

Es war uns angekündigt worden, daß ein junger Mann kommen würde, der Sohn einer befreundeten Familie. Wir kannten ihn bis dahin noch nicht. Immerhin trafen wir Vorbereitungen. Meine Frau backte einen Kuchen, und mir wurde gesagt, daß ich mich zu rasieren hätte. Alles um so einen jungen Mann, der vielleicht noch gar kein Mann ist.

Zu Edith, dem Mädchen, das bei uns dauernd umherwimmelte und das leider schon Kunde hatte von dem Ereignis, denn sie erschnoberte den Kuchenduft und fragte, für wen oder was das sei... Sie will immer dabei sein, wenn wir einen Kuchen aufzuessen haben.

„Edith", sagte ich, „gebärde dich nicht so mannstoll, wenn der junge Mann da ist. Erstens hat er vielleicht schon eine Braut, und zweitens mag er dich gar nicht. Du schielst."

Sie schielte natürlich kein bißchen, außer auf Kuchen, Neuigkeiten und — wie das so ist — auf sämtliche jungen Männer, denn dafür interessieren sich Mädchen. Wenn es für die Ehe nichts sein sollte, so kann es für die Liebe etwas sein, auf alle Fälle dient es der Erfahrung.

„Also benimm dich!" sagte ich ihr.

Sie benahm sich denn auch. Sie erschien schon lange vor der Zeit in ihrem blaßgrünen Kleide mit der Spitzenhäkelei, von dem sie sich den größten Eindruck erhofft. Ich glaube, dieses Kleid ist ihre Waffe. Meine Frau sagt, ich sollte nicht so boshaft sein, so nüchtern, so häßlich. Das tat mir dann leid, und ich nahm den Ausdruck „Waffe" zurück. Ich sagte: „Ihr Netz ist das, zum Fischefangen." Dies aber erwähne ich nur nebenbei. Vielleicht hätte ich es überhaupt nicht erwähnen sollen.

Edith half rührend, sie half wie eine Haustochter und verdiente sich ihren Anteil Kuchen ehrlich. Zwei Besorgungen machte sie, den Tisch half sie decken, zwischendurch puderte sie sich und klebte sich zwei Löckchen etwas fester. Ich mißbillige es durchaus nicht, es tut mir im Gegenteil leid, daß ich schon so alt bin, so etwas bemerken zu können. Früher konnte ich so etwas nie bemerken, ich war stets zu geblendet.

Um vier Uhr zehn kam dann der junge Mann. Ich kann diese jungen Männer nicht leiden, die sich herzlich eingeladen fühlen sollen, und dann kommen sie nicht, sondern erscheinen. Sie erscheinen mit einem viel zu teuren Blumenstrauß und verkrampfen sich das Gesicht zu einem Lächeln wie „Jonny Boy", obwohl hier gar keine Rede davon sein kann. Hereinkommen sollen sie, sich hinsetzen, jung sein und Atmosphäre ausströmen. Ich wenigstens hatte es früher so gemacht. Wenn ich wieder wegging, war hinter mir großes Gekakel, und manchmal durfte ich sogar wiederkommen. Inzwischen haben sich aber die Zeiten geändert.

Dieser junge Mann sah so jung aus, daß es einen erbarmen konnte, aber er trat so markig und so tadelfrei auf, daß es einen noch viel mehr erbarmen konnte. Er hatte absolut blanke, saubere Schuhe, seine Finger prahlten von Seife und schwerer Arbeit mit der Nagelbürste, und als er sich hinsetzen sollte, zum Donnerwetter, wollte er nicht eher sitzen, als alle anderen säßen. Er wollte nicht auf dem besseren Stuhle sitzen. Er wollte lehnenlos sitzen. Er übermittelte die Grüße seiner Eltern. Gegen Edith war er vollkommen kalt und höflich. „Gnädiges Fräulein", sagte er zu dem Gör und warf ihr keinen einzigen Blick zu, der Dummkopf, obwohl ich damals, in seiner Lage, sofort das genügend heiße Eisen gleich glührot geschmiedet hätte. Der Dummkopf!

Uns erzählte er, daß er alte Sprachen studiere, und das sagte er so, als seien seine verflixten alten Sprachen hundertmal kostbarer als die neuen Sprachen. Er sprach schon selber die älteste aller alten Sprachen.

„Das möchte ich denn doch nicht so uneingeschränkt behaupten", antwortete er, als ich ihn feurig einmal hochkitzeln wollte. Er sagte: „In gewissem Sinne... Er sagte: „Hierüber kann man sich schwer äußern..." Er sagte: „Verbindlichen Dank, gnädige Frau!" „Wenn ich mir gestatten darf...", sagte er und aß tatsächlich von dem Kuchen nur zwei Stücke, obwohl der Kuchen gut war und der ganze Bengel gefräßig aussah, wie sich das gehört für sein Alter und seine Figur. Ohne den mindesten Grund lächelte er, und beim geringsten Anlaß benahm er sich höflich, zuvorkommend, ergeben, aber auf den Leib rücken ließ er sich durch nichts. „Das wäre denn doch wohl immerhin ein zu rasches Urteil!"

Als er gegangen war — er ging glücklicherweise bald wieder weg — fragte ich Edith: „Wie hat der Mann dir gefallen?"

„Ein Ekel", sagte sie.

Ja, es war schade um das grüne Kleid. Es wäre gar nicht nötig gewesen. Den Kuchen haben wir dann „unter uns" aufgegessen, aber leider geht von da an eine Seuche bei uns um. Eine Seuche der Höflichkeit.

„Dürfte ich höflich um den Senf ersuchen?" heißt es bei uns. Dann lächelt der Ersuchte, als sei Gnade über Gnade auf ihn gefallen, und er schwingt den Senftopf und jauchzt beglückt: „Zum Wohle, zum Wohle!"

Bis es dann aus war damit, denn ich hatte zu Edith gesagt: „Mögen angenehme Träume deinen Schlaf umgaukeln!"

Es wurde ihr schlecht davon. Und das ist merkwürdig, denn es beweist, an wen sie sofort gedacht hatte, als ich ihr Träume wünschte, die ihren Schlaf umgaukeln sollten.

Nur das nicht!

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 16 | **26 Februar 1938** | **12 Jahrgang**

Im Kampf ums Glück

Roman von Margarete von Sass

Copyright 1936 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

22. Fortsetzung

„Es freut mich für Sie, daß Sie sich zu dieser Anschaffung entschlossen haben! Es war ja lange Ihr Wunsch, einen eigenen Wagen zu besitzen. Ich muß nun aber gehen. Entschuldigen Sie, Herr Hilger!"

„Nein, Sie gehen nicht, Lilli, ich fahre Sie! Bitte steigen Sie ein!"

„Wenn Sie durchaus wollen? Ich muß in die Kleiststraße — Kleiststraße vier!"

Sie nahm neben dem Führersitz Platz.

„In zehn Minuten sind wir am Ziel!" sagte Hilger, und ließ den Wagen an. „Wissen Sie, Lilli, warum ich heute so früh bei Ihnen erschien?" fragte er.

„Nein — wie soll ich das wissen?"

„Ich wollte Gelegenheit haben, Sie, bevor die anderen eintreffen, allein zu sprechen!"

„Papa ist heute zurückgekommen!" unterbrach sie ihn, in der Hoffnung, ihn dadurch aus dem Konzept zu bringen.

Aber er fuhr unbeirrt fort:

„Das ist mir lieb, denn ich habe vor, ihn um die Hand seiner reizenden kleinen Tochter zu bitten! Darf ich, Lilli?" Er sah sie von der Seite an, ohne das Tempo des Wagens zu mildern.

„Nein, Sie dürfen nicht, Fred, denn Berkholz' reizende Tochter ist nicht mehr frei!"

Hilger nahm seinen Fuß vom Gashebel und brachte den Wagen zum Stehen. Er sah Lilli erschreckt an.

„Was heißt das? Nicht mehr frei? Sie scherzen!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist so, wie ich Ihnen sagte: ich bin verlobt! Eben bin ich auf dem Wege zu meinem Verlobten!"

Hilger lachte kurz auf.

„Und das erfahre ich jetzt erst?! Seit zwei Jahren werbe ich um Sie, Lilli! Sie wissen, daß ich Sie liebe! So, wie Sie sich mir gegenübergestellt haben, durfte ich hoffen, daß Sie meine Liebe erwiderten — und nun..."

Er hielt mitten im Wort inne, setzte seinen Fuß wieder auf den Gashebel, und die Hände an das Steuerrad legend, lenkte er den Wagen weiter.

In rasender Geschwindigkeit glitt der Achtzylinder über die glitschige Straße.

Wir werden noch ins Schleudern kommen!, dachte Lilli, aber sie hütete sich, Hilger, dessen Erregung sie spürte, zu warnen. Der wäre imstande, das Tempo noch zu erhöhen! Sie atmete befreit auf, als sie am Ziel waren.

Hilger stieg vor ihr aus, reichte ihr die Hand, um ihr behilflich zu sein.

Sie sahen sich für den Bruchteil einer Sekunde an.

Lilli fühlte sich ergriffen, wie elend Hilger auf einmal aussah. Um seinen Mund lag ein herber Zug.

Vielleicht liebt er mich mehr, als ich ahnte!, dachte Lilli, während sie in das Haus hineinging.

Langsam stieg sie die Treppen zu Baronesse Widderns Wohnung empor — als sie den letzten Treppenabsatz erreicht hatte, ging oben die Tür und Joachim trat heraus.

„Endlich habe ich dich erwischt!" sagte sie erfreut. „Du wolltest dich wohl auf den Weg zu mir machen?"

„Nein!" gab er zurück und schloß die Tür auf, um Lilli einzulassen.

„Hast du meinen Brief bekommen?" fragte sie, als sie sich im Korridor gegenüberstanden.

„Ja — aber ich muß bedauern, die Einladung nicht annehmen zu können! Ich bin den ganzen Tag über unterwegs gewesen und fühle mich zu abgespannt, um in Gesellschaft zu gehen!"

„Nur ein paar gute Bekannte habe ich bei mir! Es ist bestimmt keine aufregende Sache!"

Joachim faßte nach ihrem Mantel, um ihn ihr abzunehmen. Aber sie wehrte ab:

„Nein — danke, ich will nicht ablegen! Ich muß schnell wieder heim! Also bitte, mach dich fertig, um mit mir zu kommen — Hilger wartet unten mit seinem Auto auf uns!"

„Ich will nicht!" sagte er kurz.

Lilli starrte ihn entsetzt an. Aus der trüben Korridorbeleuchtung schimmerte ihr Gesicht weiß zu ihm auf. Sie sah sehr traurig aus.

Joachim fühlte, daß er sie verletzt hatte, deshalb lenkte er ein:

„Es geht beim besten Willen nicht, ich habe für heute abend eine Verabredung mit einem Herrn getroffen, die muß ich einhalten. Es handelt sich um eine Anstellung."

„Wozu suchst du jetzt noch eine Anstellung? Wir werden doch heiraten, und du..."

Er ließ sie nicht ausreden.

„Ich kann nicht daran denken, zu heiraten!"

Nun war es gesagt. Lilli mußte doch endlich wissen, woran sie war.

Sie atmete schwer auf und dachte: Warum gehe ich nicht? Wozu stehe ich noch hier? Einen letzten Versuch machte sie noch.

„Papa ist heute von seiner Reise zurückgekommen, ich habe ihm gesagt, daß wir uns verlobt haben! Er hat nichts gegen unsere Verbindung!"

Großer Gott, wie hartnäckig sie war! Es war zum Verzweifeln. Wie sollte er nur von ihr loskommen?

Die Wohnungstür wurde geöffnet, und Tante Lene fragte in den Korridor hinein, wer da sei.

„Fräulein Berkholz!" antwortete Joachim.

Wie fremd das klang! Nein, hier war alle Mühe vergebens. Sie würden nie zusammenkommen.

„Ich gehe schon wieder!" rief sie Baronesse Widdern zu, und wandte sich zur Tür, die Joachim vor ihr öffnete.

Er begleitete sie hinunter, auf der Treppe sagte er:

„Ich hatte vor, heute abend an Sie zu schreiben, Fräulein Berkholz!"

Sie lachte kurz auf.

„Es ist nun nicht mehr nötig, Herr von Widdern! Ich weiß, woran ich bin. Sie sehen ein, daß Sie sich mit unserer Verlobung übereilt haben. Sie hätten das nur früher einsehen sollen."

Fluchtartig verließ sie das Haus und nahm ihren Platz im Auto ein.

„Fertig?" fragte Hilger, ohne sie anzusehen.

„Ja, fertig! Fertig mit allem, was war!"

„Was heißt das?"

„Fahren Sie los, Fred, ich erzähle Ihnen später, was sich begeben hat!"

Er ahnte, was es war, und ein Frohlocken stieg in ihm auf.

Der Wagen glitt in höchster Geschwindigkeit dahin.

„Ist Ihnen das Tempo recht so?" fragte er, mit einem Seitenblick auf Lilli.

„Ja, ja! Bitte lassen Sie die Windschutzscheibe herunter!"

„Wird es Ihnen nicht zu kalt werden, Lilli?"

„Nein, gar nicht!"

Eine eisige Luft wehte herein, die Lilli tief und hastig in sich einsog.

Sechzehntes Kapitel

DER LIEBE SIEG

Berkholz war damit beschäftigt, eingegangene Rechnungen durchzusehen. Unter diesen waren einige von den Firmen, von denen er die Kleider und Pelze für Marianne gekauft hatte.

Die Summen erschreckten ihn.

Das kann doch nicht stimmen!, sagte er sich und sah aufmerksam die einzelnen Rechnungen durch.

Eine Hermelinjacke 1800 Mark! Woher denn? Er hatte doch für Marianne keine weiße Pelzjacke gekauft? — Ein Abendmantel aus bleufarbenem Pannsamt, auf Hermelin gearbeitet, 3500 Mark! Er schüttelte den Kopf. Das mußte ein Irrtum sein!

Plötzlich fiel ihm ein, daß ihm gestern abend ein neuer Abendmantel Lillis aufgefallen war. Ob der bleufarben war, entsann er sich nicht. Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, die auf seinem Schreibtisch angebracht war.

Taube erschien.

„Ist meine Tochter zu Hause?" fragte er. Taube bejahte.

„Sagen Sie ihr, daß ich sie sprechen möchte!"

Wenige Minuten später betrat Lilli sein Zimmer.

„Du willst mich sprechen!" sagte sie und ließ sich in dem Sessel neben seinem Schreibtisch nieder.

„Sage mal, was ist das? Ich bekam heute Rechnungen über einen Abendmantel, eine Hermelinjacke, zwei Abendkleider und zwei Kostüme. Hast du dir etwa alle diese Kostbarkeiten angeschafft?"

„Kostbarkeiten?" wiederholte Lilli achselzuckend. „Es sind Sachen, die ich nötig hatte. Schließlich muß ich mich kleiden!"

„Gewiß, aber nicht gerade mit weißen Hermelinjacken und hermelingefütterten Abendmänteln! Die Rechnungen belaufen sich auf nahezu 10 000 Mark. Glaubst du, ich schüttle mir das Geld aus den Aermeln?" herrschte er sie an.

„Was du für Marianne angeschafft hast, kostet dreimal soviel!" bockte Lilli.

„Das ist meine Sache — verstanden? Du hast kein Recht, dir ohne mein Wissen derartig teure Anschaffungen zu machen!"

„Ich bin volljährig, Papa, und habe mein eigenes Vermögen! Das kann ich anlegen, wie es mir beliebt! Zahle es mir aus, und ich werde meine Rechnungen selbst begleichen!"

Böse sah er sie an.

Er war wütend auf Lilli. Nicht nur, weil sie ihn in Schulden stürzte, sondern der Enttäuschung wegen, die sie ihm bereitet hatte. Wie stände er heute da, wenn sie Kasembeeks Frau geworden wäre. Seinetwegen hätte sie auch Widdern heiraten können, denn der hätte nichts von ihm gewollt. Aber nun hatte sie sich gar für Hilger entschlossen! Dieser Durchbringer konnte es nicht erwarten, ihr Vermögen in die Finger zu kriegen.

„Es kann nicht die Rede davon sein, daß ich dir dein Vermögen auszahle. Es ist einfach nicht da — in bar jedenfalls nicht!"

„Dann verkaufe unsere Villa und was sonst noch an Werten vorhanden ist!"

„Es wird mir wahrscheinlich nichts anderes übrigbleiben, denn ich habe Schulden, die ich bezahlen muß!" Er wies auf die Rechnungen hin, die vor ihm lagen, und sagte: „Um diese zu begleichen, brauche ich rund 60 000 Mark. Herrgott, und was sonst noch aussteht! In die Hunderttausende geht's!"

Lilli zuckte die Achseln.

„Das ist deine Sache! Ich bestehe darauf, mein Erbteil ungekürzt zu erhalten!"

„Du bist ein unnachsichtiger Gläubiger, Lilli!"

„Ich muß es sein, Papa! Denn, um Fred eine Position zu schaffen, brauche ich mein Geld!"

Er sah vor sich hin.

„Laß uns mal in Ruhe überlegen, was wir tun können, damit wir herauskommen!" sagte Lilli.

„Was ist da zu überlegen? Ich bin fertig — bin ruiniert!"

„Wenn man sich selbst aufgibt, ist man natürlich erledigt!" entgegnete Lilli. Sie unterdrückte mit Gewalt die Angst, die in ihr war. Dabei blieb sie äußerlich gleichmütig. „So leicht gibst du das Spiel nicht verloren!" Dann erhob sie sich und verließ das Zimmer.

Ihr war ein Gedanke gekommen: die Perlen ihrer Mutter, die sie als ihr Eigentum betrachtete, mußten zu Geld gemacht werden.

Sie ging in ihres Vaters Schlafzimmer, wo seine Koffer noch unausgepackt standen. Daß er die Perlen mit auf die Reise genommen hatte, wußte sie. Sie befanden sich also noch im Koffer. Sie suchte nach dem Schlüssel und fand ihn im Nachttischkasten.

Hastig durchwühlte sie den Inhalt des Koffers. Ganz unten fand sie das Etui mit den Perlen und noch eins, das ihr fremd war. Sie öffnete es. Es enthielt die Platinkette mit der grauen Perle, die ihr Vater für Marianne gekauft hatte. Beide Etuis nahm sie an sich, verschloß den Koffer und ging in ihr Zimmer. Sie hatte es eben betreten, als Taube kam, um ihr den Besuch Hilgers zu melden.

„Du kommst mir gerade recht!" sagte sie, als fünf Minuten später Hilger bei ihr eintrat.

„So — das freut mich Lilli! Du hast ein Anliegen an mich?"

„Ja — du mußt für mich zum Juwelier Friedrich gehen! Weißt du, wo sich sein Geschäft befindet?"

„Nein!"

„Leipziger Straße!"

„Gut! Was soll ich da?"

Sie zeigte ihm die Perlen und die Halskette.

„Biete Friedrich die Perlen und die Halskette zum Kauf an. Ich schätze, daß sie etwa fünfzigtausend Mark bringen werden."

Hilger betrachtete die Halskette.

„Platin!, und die Perle ist wertvoll! Warum hast du sie nie getragen?" fragte er erstaunt.

Sie antwortete nicht, nahm ihm die Kette aus der Hand und legte sie wieder ins Etui zurück.

„Stecke sie ein! Dies auch."

Er brachte beides in seiner Rocktasche unter.

„Mir liegt daran, daß das Geschäft schnell gemacht wird! Wenn Friedrich ein paar Tausende weniger bietet, soll es nicht daran scheitern!"

„Und wenn er nicht kaufen will?"

(Fortsetzung folgt)

Die Haarnadel

Erzählung von J. Husschmied

Jens Petersen und sein Freund, den er Krampus nannte, hatten bereits eine Reihe von Gaststätten besucht, als sie gegen zwölf Uhr nachts noch im „Grauen Bären" einkehrten.

„Können wir etwas Gutes zu essen bekommen?" fragte Jens. Er sprach leicht und fließend, auch seine Haltung war tadellos, nur Eingeweihte bemerkten an der Starre seines Blickes, daß er zuviel getrunken hatte.

Eigentlich war die warme Küche schon geschlossen, der Koch im Fortgehen, aber was tut man nicht für einen so guten Gast wie den Sohn des Reeders Petersen? Natürlich würde ihm die Mamsell noch etwas zu essen herrichten. Sie war eine große, gut gewachsene Frau mit etwas verschlossenem Gesichtsausdruck, nicht mehr ganz jung, schon mit grauen Streifen im langen dunklen Haar, und auch im Grunde gar keine Mamsell, sondern eine Witfrau mit drei unmündigen Kindern. Sie richtete das Essen schnell her, sie sehnte sich wohl nach daheim.

„Eine tüchtige Person", sagte der Wirt lobend, „keine Klage über sie gewesen in den drei Jahren."

Krampus nahm einen Löffel voll und stimmte in das Lob ein. Ja, eine tüchtige Person, wie gut es schmeckte, nicht wahr, Jens?

Jens blickte auf, seine grauen Augen waren jetzt ganz trübe.

„Sicherlich", erwiderte er sehr laut, so daß alle sich nach ihm umwandten, „nur sollte sie sich nicht am Herd frisieren, meinen Sie nicht auch, Herr Wirt?" Damit fischte er eine lange gebogene Haarnadel mit einem grauen Haar daran aus der Suppe und hielt sie hoch, allen zahlreich anwesenden Gästen sichtbar.

„Aber das ist doch nicht möglich", sagte der Wirt fassungslos.

Jens stellte laut fest: „Ich habe sie eben aus der Suppe geholt."

„Ja, das haben Sie, ja, freilich —", der Wirt lief rot an, er blickte sich um, aller Augen hingen an der Haarnadel, er atmete heftig und sprang auf. Auch mehrere Gäste erhoben sich, riefen „Zahlen!" und schickten sich an, aufzubrechen, ohne Teller und Gläser zu leeren.

„Ein Mißverständnis!" rief der Wirt beschwörend, aber sie winkten ab. Nein, hier wollten sie doch lieber nichts mehr essen, solange diese tüchtige Person, die Mamsell — nein, danke. Der Wirt stürzte wütend in die Küche. —

Als Jens und Krampus eine Stunde später ebenfalls das Gasthaus verließen, ging eine Frau an ihnen vorbei, gesenkten Gesichts.

„Die Mamsell!" sagte Krampus. Aber Jens hörte nicht, er war zu betrunken.

Ja, es war die Mamsell, sie ging heim, den Monatslohn in der Tasche, es würde wohl für lange Zeit der letzte Monatslohn sein. Denn wo würde sie wieder eine Stelle finden, nach solchem Vorkommnis?

Zu Hause blickte sie auf die schlafenden Kinder, aber ihre Gedanken waren weniger bei der Zukunft als bei dem Rätsel, wie die Haarnadel in die Suppe gekommen sein mochte. Sie trug solche Nadeln, sie hatte auch schon graue Haare, leider! Aber gab es noch gebogene Haarnadeln und graue Haare? Nur in der Küche gab es sie nicht, freilich.

Die Mamsell schlief in dieser Nacht nicht, sie grübelte, aber es nützte nichts. Auch das Grübeln all der folgenden Nächte nützte nichts.

*

Jens Petersen war trotz einer sehr flott verbrachten Jugend doch ein tüchtiger Kerl. Das zeigte sich, als er die Firma des Vaters übernahm. Alle Welt hatte vorausgesagt, es würde nun bergabgehen, aber es geschah nichts. Jens Petersen änderte seinen Lebenswandel. Er wurde ernsthaft und ordentlich. Er heiratete eine hübsche wohlhabende Frau, mit der er sehr gut lebte und eine Familie gründete. Er wurde Konsul, das war nicht einmal sein Vater gewesen. Ja, er nahm eine geachtete Stellung in der Stadt ein, und er fand das auch ganz in der Ordnung. Wenigstens bis zu dem Abend, an dem er persönlich seine Tochter Susanne von einer Kindergesellschaft abholte.

Sie gingen am Hafen entlang heimwärts. Jens Petersen lachte gerade recht herzhaft über etwas, das die kleine Susanne ihm erzählte, als eine alte Frau aus dem dunklen Winkel neben ihm hervorrat und dem Kind Haarnadeln anbot, die schwach durch das Dunkel glänzten. Das Kind schüttelte den Kopf, daß die kurzen Locken flogen, und lachte. „Ich brauche doch keine Haarnadeln!" sagte es.

Aber die Alte ging nicht fort. Sie stand unbeweglich und hielt dem Kind die Nadeln entgegen, lange, gebogene Nadeln, bei deren Anblick Jens eine unklare Erinnerung überkam. Die Lippen der Frau murmelten unaufhörlich etwas vor sich hin, der Konsul verstand: „Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen", aber vielleicht irrte er sich auch, jedenfalls dauerte ihm die Sache zu lange, er wollte die Alte fortschieben. In diesem Augenblick hob sie das Gesicht zu ihm auf und betrachtete ihn aufmerksam, ihre Züge bekamen etwas Nachdenkliches und Suchendes, plötzlich sagte sie: „Man braucht immer Haarnadeln — für die Suppe, für die Suppe!"

Das Kind lachte wieder, aber es klang ängstlich, die Alte flitt fort. „Hallo!" rief Jens Petersen und eilte ihr nach. „Kommen Sie doch mal her, Frau — hören Sie nicht?"

Niemand meldete sich. „Laß uns gehen, Vater", bat das Mädchen, aber der Konsul rief noch einmal: „Kommen Sie doch her! Ich will etwas für Sie tun, hören Sie doch!" Er wiederholte das einige Male, es war umsonst.

In dieser Nacht schlief Jens Petersen nicht. Er dachte an eine Haarnadel, die er vor langen Jahren irgendwo von der Erde aufgelesen und dann, in betrunkenem Zustande, in einem Wirtshaus in die Suppe gelegt hatte.

Am nächsten Tag forschte er im „Grauen Bären" nach dem Verbleib der Mamsell. Er erfuhr erst jetzt, daß man ihr damals sofort gekündigt hatte, weil ihr Bleiben das Wirtshaus nach jenem Vorgang schädigen mußte. Oder hatte er das damals gar nicht beachtet? Er wußte es nicht. Jedenfalls hörte er erst jetzt, daß sie drei unmündige Kinder gehabt hatte. „Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen", dachte er, und seine bis dahin vom Nachdenken unbelastete Seele zog sich in einem kalten Schauder zusammen. Seine Nachforschungen förderten nichts Nennenswertes zutage, und wäre nicht die Zeugenschaft seiner kleinen Tochter gewesen, er hätte die Alte am Hafen für eine Ausgeburt seiner Phantasie halten können.